

mit habe wie Schälein oder Südklein, Scheiner oder Schürer oder gar Rüttenbaum oder Wengertsmann: nur bei uns in Franken sagt man Wengert für Weinberg und Lüttegels für quittengelb.

Wenn ich noch eine Anregung geben darf, so ist es die, daß sich diese Würzburger Familien, die man mit Zug und Recht als alte Würzburger Geschlechter ansprechen kann, mehr als es bisher geschehen, um ihre Familiengeschichte kümmern möchten. Man sollte doch meinen, daß es einer Familie, die mehr als ein halbes Jahrtausend in einer und derselben Stadt gefessen hat, nicht gleichgültig sein kann, wie ihre Vorfahren geheißen und was sie erlebt und erlitten haben!

## Familien-Forschung

### Was führt uns zur Familienforschung?

„Willehelt würden die Toten und Selben der Vorfahren noch in ganz anderer Weise auf unsere Gedanken und Taten ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weisse Sägung der Weltweisheit, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen verfolgen, und daß wir nur jurellien erkennen merken, wie wir in unseren Stämmen weiter leben.“

Seit Gustav Freytag diese Worte im Schlußsatz der „Ahnenn“ geschrieben hat, ist auf manche der hier angeschnittenen Fragen eine befriedigende Antwort gegeben worden. Die Beschäftigung mit Familiengeschichte, die keine Wissenschaft aus jüngsten Tagen ist, die aber trotzdem schwer um ihre Anerkennung hat ringen müssen, hat manche der hier angedeuteten Rätsel ihrer Lösung um ein gutes Stück näher gebracht und sie arbeitet unausgesetzt daran weiter.

Als ich vor mehr als 25 Jahren damit anfang, der Geschichte meiner eigenen Vorfahren nachzuspüren, begegnete ich bei den meisten Menschen einem mitleidigen oder verständnislosen Lächeln, wenn ich von Familiengeschichte sprach. Wer sich auf dieses Gelände begab, war in den Augen seiner Mitmenschen ein Mann, bei dem eine Schraube sich gelodert hatte. „Ja, wenn meine Vorfahren berühmte Leute gewesen wären und Hervorragendes geleistet hätten, würde ich mich auch für ihre Geschichte interessieren; aber es waren ja nur einfache Bauern. Wir haben doch keinen besonderen Grund, auf sie stolz zu sein.“ Dies oder Ähnliches bekam man zur Antwort. Inzwischen hat sich nach und nach die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß man keine Ursache hat, auf die Zugehörigkeit zu einer Familie stolz zu sein, die von ihrer einstmaligen überragenden Höhe herabgeglitten ist. Es kann viel eher als Ehre ausgelegt werden, einer Familie entsprossen zu sein, die dank guter Anlagen und großer Regsamkeit allmählich aus dem Dunkel aufsteigt, das die große Masse umfängt. Wer sich mit der Geschichte der eigenen oder fremder Familien abgibt, wird übrigens bald erkennen, daß es kein ständiges Aufsteigen, kein dauerndes Hinabgleiten gibt; auch hier ist die Wellenlinie des wechselnden Auf und Nieder die Regel, von der nur in seltenen Fällen abgewichen wird. Wer daran zweifelt, der lese das Werk „Krupp'sche Arbeiterfamilien“. Er wird mit Erstaunen feststellen müssen, daß selbst aus der Masse der Proletarier ein Aufstieg möglich und gar nicht selten ist. Er ist allerdings an gewisse

Voraussetzungen des Charakters gebunden. Und wer dann noch nicht überzeugt ist, der sehe sich in seinem eigenen Bekanntenkreis um, er gehe dem Schicksal von Familien nach, von denen er einige Generationen zu überblicken vermag. Offene Augen werden ihn gar bald die Wellenslinie erkennen lassen.

Weshalb aber befaßt man sich mit der Geschichte seiner Familie? — Oft ist der Anlaß dazu ein rein äußerlicher: vielleicht findet man in einer alten Familiendibel den Eintrag eines Vorfahren über Familienschicksale oder Kriegserlebnisse, und man begehrt zu wissen, wo ist dieser Vorfahr hergekommen, wer waren seine Eltern und Voreltern? — Vielleicht findest du in einer alten Schrift einen Träger deines Namens, und der Gedanke ergreift dich und gibt dich nicht mehr frei, ob wohl verwandtschaftliche Beziehungen zwischen dir und ihm bestehen? Vielleicht drängt sich dir auch die Frage auf, ob eine Anzahl gleichnamiger Familien, die von Verwandtschaft nichts mehr wissen, nicht doch dem gleichen Stamm entsprossen sind? — Wer sich einmal solche Fragen gestellt hat und wer erst einmal in seinen familiengeschichtlichen Forschungen Erfolge gehabt hat, der kommt von ihnen nicht mehr los, es sei denn, daß sich ihm unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen.

Bis vor wenigen Jahren war der Kreis derer, die sich familiengeschichtlichen Studien mit Ernst und Eifer hingaben, nicht sehr groß. Umso heller leuchteten die Namen derer, die das Banner unserer Wissenschaft voran getragen haben; nur einige Namen möchte ich nennen und möchte sie mit ihren eigenen Worten sprechen lassen: August S p e r l, Ernst von B e r g m a n n, Ludwig F i n k l.

Der begeisterte Familienforscher, der Klassiker der Familiengeschichte, der uns in seinen Büchern „Lafel“ und „Die Nibinger“ zwei Meisterwerke hinterlassen hat — August S p e r l — läßt in seinem von ernster Pflichtauffassung getragenen und von sonnigem Humor durchglänzten Roman „Der Archivar“ den Titelhelden sprechen: „Ich wünschte, daß sich sehr viele Familien mit ihrer Vergangenheit beschäftigen möchten! Natürlich im rechten Sinne! Bei Pferden, Rindern, Hunden, Schafen sprechen wir von Rasse als von etwas ganz Selbstverständlichem, und kein Züchter lacht über die weitverzweigte Ahnentafel eines Rennpferdes; denn er weiß sehr wohl, daß bestimmte Eigenschaften nichts anderes sind als die Frucht der Züchtung durch Generationen. Auch wir ahnen sehr wohl, daß kriegerischer Geist, Herrschlust, Handelsfinn, Begabung für gelehrte Berufe, daß Handfertigkeiten in der Regel durch Vererbung weitergegeben werden, — und doch ist es den meisten Menschen völlig gleichgültig, wer ihre Urgroßeltern gewesen sind. Wieviel mehr aber als äußere Begabung, Fertigkeit und Geschicklichkeit erbt sich die seelische Art fort von Geschlecht zu Geschlecht, die Art sowohl wie die Unart! Und in einer Zeit des Niedergangs, wie es die unsrige ist, in einer Zeit des schrankenlosen Einzeldaseins, in einer Zeit, wo die Menschen triebhaft und gedankenlos zusammenheiraten, wäre es doch sehr wünschenswert, daß man sich wieder etwas mehr auf die Familie, auf die Herkunft, auf die Segnungen und auf die furchtbaren Gefahren der Vererbung besänne, mit einem Worte, das Familienbewußtsein pflegte, wie man es in praktischer Zuchtwaahl zu Zeiten unserer Vordäter und Urväter beim Adel, im Würger- und im

Bauerntande zu tun gewohnt war. Unter diesem Gesichtspunkte hat eheliche Familienforschung ihre gute Berechtigung. Denn mit der Familie steht und fällt unser Volk."

Im Vorwort zu seiner Familienchronik sagt der berühmte Chirurg Professor Ernst von Bergmann: „Das, was wir unser Leben nennen, ist nicht ein zwischen Geburt und Tod Abgeschlossenes, vielmehr ein Empfangenes und Fortgesetztes, eingereiht in eine Kette, deren Glieder vom Anbeginn der Welt bis ins Unendliche ineinander greifen. Erbt von den Vorfahren, wird das Leben vererbt auf die Nachkommen. Es ist nicht plötzlich frei und unabhängig aus einer zufälligen Mischung von Elementen hervorgegangen, sondern gebunden an eine Reihe vorangegangener und regelrecht sich folgender Geschlechter. Nur in der kurzen Spanne Zeit, die zwischen seinem Kommen und Gehen liegt, hat der einzelne Mensch das Bewußtsein von seinem Leben und das Vermögen, über seines Daseins Zweck zu sinnen und zu denken. Die Erinnerung führt ihn an das erste Glied der Kette, an welcher sein eigenes Leben hängt, an die für ihn noch erreichbaren Gestalten von Vater und Mutter. Er weiß, daß sie ihn ins Leben führten, in eine bestimmte gesellschaftliche Stellung und auf eine bestimmte Entwicklungsbahn, und daß er, was er ist, ihnen schuldig ist. Der denkende Mensch kann nicht anders als weiter fragen: Wie aber wurden die Eltern das, was sie waren? Wie unser physisches Leben selbst, so ist auch alles, was mit und an uns geschieht, ein aus Anderen Gewordenes und die Folge einer geschichtlichen Entwicklung. Wie sollten wir da nicht gern in diese Geschichte uns versenken und in der Vergangenheit der Voreltern suchen, wie wir zur eigenen Gegenwart gekommen sind?"

In seinem „Ahnenbüchlein" läßt Ludwig Fiedh sich also vernehmen: „Es ist sehr merkwürdig, wie selten ein Mensch weiß, wer sein Großvater und seine Großmutter waren. Waren — ich meine ganz nüchtern: wann sie geboren, gestorben und in den Ehestand getreten, was für Kinder sie gehabt; aber noch darüber hinaus, wie sie ausgesehen, wie ihr Charakter gewesen, was sie in ihrem Erdenleben geschafft und gewerkt haben. Wer kann es mir von seinen Großeltern sagen? Wer kann es noch irgendwo anders nachschlagen als auf einem Grabstein im Kirchhof?"

Ich kenne feingebildete Menschen, die gerade noch wußten, wie ihre Großeltern hießen, nicht aber, wer die Väter ihrer Großväter, die Mütter ihrer Großmütter waren; viel weniger ihre Lebensmerkmale. Und doch bin ich, bist du zusammengesetzt aus deinen vier Großeltern und acht Urgroßeltern, sind wir weit mehr Enkel und Urenkel noch als Söhne. Deine Ahnen leben in dir, und du — weißt nichts von ihnen.

Es wäre ein leichtes, schon in der Schule die Kinder dazu anzuleiten, ihre Verwandten festzuhalten. Es ist nicht begreiflich, warum es nicht geschieht. Der Aufstieg und Abstieg in einer Lebensreihe wird dadurch vor Augen geführt, Ansporn zu Taten und Vertrauen in die Zukunft gewonnen. Der Sinn des Lebens wird klar. Man könnte eher hinter die Geheimnisse seines Wesens, zur Selbsterkenntnis kommen, wenn man mehr von seinen nächsten Blutsverwandten wüßte. Tugenden und Laster liegen beschlossen und wiederholen sich oft sprunghaft. Talente und

Fähigkeiten können entwickelt, Schwächen und Mängel bekämpft und ausgemerzt werden."

Die Familienforschung ist in den letzten Jahren in ganz erstaunlicher Art und Weise aufgeblüht — in einer Weise, wie man es noch vor dem Krieg nicht für möglich gehalten hätte. Diese Erscheinung ist mit hervorgerufen durch den unglücklichen Ausgang des großen Krieges. Wir brauchen etwas, was uns hinweg hilft über das Elend, das über uns hereingebrochen ist. Wir brauchen etwas, was uns, wenigstens zeitweilig, den täglichen Ärger von Amt und Beruf vergessen läßt, und ein tiefes inneres Gefühl sagt uns, daß die Beschäftigung mit der Vergangenheit unseres Geschlechtes der Jungbrunnen für das deutsche Volk ist, sie stärkt Familienbewußtsein und Familiensinn und schafft damit die Grundlagen für den Staatsgedanken, für die selbstlose Hingabe an den Staat, wie sie noch 1914 in der freiwilligen Werbung von 2 Millionen Kriegsfreiwilliger ihren schönsten Ausdruck fand und wie sie leider durch die Wirkung von Krieg und Umsturz von Grund aus zerstört worden ist.

Dieses in der deutschen Seele wirksame Bedürfnis nach Betrienerlichung führt unserer Wissenschaft eine große Zahl neuer Jünger zu; und wenn sich darunter auch manche Mitläufer befinden, die nur mitmachen, weil es heute gewissermaßen zum guten Ton gehört, von seiner „Familien-geschichte“ zu sprechen, so schadet das weiter nicht; auch hier wird ein reinigender Wind sehr rasch die Spreu vom Weizen sondern, sobald nämlich Schwierigkeiten sich einstellen, die niemals ausbleiben, am allerwenigsten auf diesem Gebiet. Die Familien- und Ahnenforschung ist keine Modesache, sie ist auch keine Liebhaberei mehr, sie ist vielmehr eine Aufgabe, der sich heute jeder Familienvater unterziehen sollte. Der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl sagt: „Noch braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt im eigenen Hause und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter. Er würde auch eine regelrechte Familienchronik ohnedies nicht gut schreiben können, da ihm die Tinte meist eingetrocknet ist, und kann sich mit den allherkömmlichen, der Bibel vorgehefteten kurzen Notizen wohl begnügen.“ Hätte Riehl den Weltkrieg miterlebt, so würden diese Worte wohl etwas anders gelautet haben. Denn was der junge Bauer, der 1918 oder 1919 auf seine Scholle zurückgekehrt ist, im Weltkrieg erlebt hat, steht nicht in den Wänden seines Hauses — und seine Urenkel werden es ihm Dank wissen, wenn er ihnen darüber berichtet, wenn er ihnen einige Bilder aus dem Krieg oder einige Feldpostbriefe hinterlassen hat. Dann fährt Riehl fort, und was er vor mehr als 2 Menschenaltern geschrieben hat, gilt heute mehr denn je: „Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemieteten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein kurzes Gedächtnis in Familiensachen bekommen und so bleibt nur übrig, daß das beschriebene Papier die Überlieferungen des nomadischen Geschlechtes festhalte.“

Dr. Georg Meyer-Erlach.

# Die Entstehung der jüdischen Familiennamen

Von Dr. Georg Meyer-Selach

Die Entstehung der deutschen Familiennamen fällt in das späte Mittelalter; die ersten Adelsnamen tauchen etwa um 1050 auf, die ersten Namen bürgerlicher Geschlechter etwa 50 Jahre später. Die Entwicklung findet im allgemeinen nach der Reformation ihren Abschluß. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß nicht auch nachher noch Änderungen in der Form des Namens vorgekommen sind; die Schreibweise vollends schwankt bis tief ins 19. Jahrhundert hinein und wird erst dann endgültig festgelegt.

Unsere deutschen Familiennamen sind etwas Gewordenes, sie haben sich langsam und allmählich, gewissermaßen natürlich entwickelt, sei es daß sie aus einem Vornamen entstanden sind, z. B. Albrecht, Friß, Gebhardt, Gebert, Eberhard, Ebert, Gottfried, Göß, Goedecke, Goethe, Luß, Uß, Dieß, Hans, Hanke, Hensel, Henne, Arnolbi, Peters; oder daß sie auf die Herkunft hindeuten, z. B. Frank, Schwab, Dühring, Döring, Rosenberger, Heidorn, Weisner, Hesse, Flemming, Schott, Walch; oder daß sie sich aus einer Berufsbezeichnung entwickelt haben wie Müller, Schmid, Glaser, Spengler, Sporer, Wöttcher, Kähler, Keller, Fassbender, Nonnenmacher, Pagenstecher; oder daß sie schließlich auf eine besondere Eigenschaft hinweisen, z. B. Lange, Groß, Klein, Kurz, Weißkopf, Wittelopp, Rot, Bos, Schwarz, Swart, Grostkopf, Kraus. Ich habe nur die wichtigsten Entstehungsmöglichkeiten hervorgehoben, es gibt noch viele andere, unter denen die Scherz- und Spottnamen, wie Knierriem, Pfefferlad, Buerosse (= Bauerrosche), Magenweit, Spertsnabel, Stubenvoll nicht die unwichtigsten sind. Wer einen dieser Namen trägt, kann sicher sein, daß er einmal zu irgend einem seiner Vorfahren in sinnvoller Beziehung gestanden ist, auch wenn dieser Sinn sich im Laufe der Jahrhunderte vielleicht ins Gegenteil verkehrt hat oder wenigstens sinnlos geworden ist, weil ein „Schuster“ den Beruf eines Richters ausübt, oder weil ein „Richter“ Schuhmacher geworden oder weil ein „Groß“ nur von kleiner Gestalt ist.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Judennamen, die — wenigstens zum größten Teil — künstlich geschaffen und ihren ersten Trägern nicht selten gegen ihren Willen auferlegt worden sind. Nur wenn es sich um Herkunfts- oder Berufsamen handelt, wie Berliner, Freudenberger, Rosenthal, Ripinger, Oppenheim und Oppenheimer, Wertheim und Wertheimer oder Cohen, Doktor, Weinwäscher, Schulkopfer, könnte man von natürlicher Bildung sprechen — vorausgesetzt, daß die ersten Träger dieser Namen tatsächlich aus den Orten oder Ländern stammten, nach denen sie benannt sind, oder daß sie einen solchen Beruf ausgeübt haben. Wenn man die Namen Blumenthal, Rosenbusch, Beilchenfeld, Beilchenblau, Karfunkelstein, Löwenthal, Silberberg oder gar Wohlgeruch, Tschengtreiser, Wanzentwider, Groberklop, Käsemich liest, so darf man überzeugt sein, daß es sich um künstliche Gebilde handelt.

Wie aber und wann sind diese Namen entstanden?

Unsere Vorfahren trugen ursprünglich nur einen Namen und setzten zur Unterscheidung den Namen des Vaters bei; so verfuhrten auch die